

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	9
Bodyguard	15
Alles Schrott oder was?	17
Ein Traum wird wahr	28
„Hajime!“	32
Meine dunkle Seite	34
Home, sweet home!	43
Der Führerschein	48
Die „Warriors“	52
Verpasste Chance	56
Die „Versammlung“	60
Die Stunde des Siegers	67
Das neue Leben	83
Die „neue Gang“ und der neue „Präsident“	86
Tingeln zwischen den Welten	89
Das erste Zusammentreffen mit den „Dead Angels“	93
Ungewohnter Besuch	101
In der Höhle des Löwen	106

Die große Ernte	112
Der Stein kommt ins Rollen	124
Das Pfingsttreffen in Puschendorf	127
Peter Hahne live	130
Ablenkungen	133
Sabotage	139
„Das Wunder von Puschendorf“	143
Epilog: Leben und Glauben im Alltag	149

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser dieses Buches,

es ist schon erstaunlich, wie massiv Gott in das Leben von Schrotti eingegriffen hat. Ich werde mich hüten, schon an dieser Stelle Einzelheiten seiner Lebensgeschichte auszulaudern. Aber Sie können mir glauben, dass nach meinen langjährigen Erfahrungen im Polizeidienst eine Karriere als krimineller Schläger wahrscheinlicher war als das, was Sie gleich lesen werden.

Allzu oft wird das Leben eines Menschen insbesondere durch Erlebnisse in Kindheit und Jugend geprägt. Die Kriminologen sprechen von Sozialisierung. Wer schon als junger Mensch Lieblosigkeit der Eltern, Gewalt, Brutalität und Mobbing kennengelernt hat, wird nicht selten zu einem Menschen geformt, der sich genau diese Verhaltensweisen aneignet, um sich im Leben zu behaupten. Unsere Gesellschaft gibt sich viel Mühe, Menschen, die in die Kriminalität abrutschen, wieder auf den rechten Weg zu führen. Doch allzu oft musste

ich bei meinen kriminalpolizeilichen Ermittlungen resigniert feststellen, dass weder ermahnende Gespräche noch Sozialstunden, Therapien oder Gefängnisaufenthalte den Straftäter von seinem gefährlichen Kurs abbringen konnten.

Aber mehrmals durfte ich beobachten, dass Gott das Unmögliche möglich macht. So kenne ich beispielsweise zwei Täter, die beide jeweils einen Menschen getötet haben, deren Leben Gott aber während der Haftzeit um 180 Grad gedreht hat und die jetzt ein ehrliches, gewaltloses Leben führen. Der eine als Pastor, der andere als Bewährungshelfer.

Bei der Lektüre dieses biografischen Buches, in der auf wunder(!)same Weise der Rocker gerettet wird, wünsche ich Ihnen viel Freude!



Holger Clas
Kriminalhauptkommissar
Erster Vorsitzender der
Christlichen Polizeivereinigung e.V.

Bodyguard

„Hey Schrotti, hast du morgen Abend Zeit?“ – „Schrotti“ ist seit jeher mein Spitzname. Dieter sprach mich noch vor dem Unterricht in der Schule an. Wir waren 17-jährige Teenager und gingen miteinander in die gleiche Klasse. Hin und wieder trafen wir uns auch beim Sport. Dieter war aktiver Boxer und oberfränkischer Meister. Ich boxte ebenfalls, hatte aber meinen Schwerpunkt beim Karate und stand kurz vor meiner Prüfung zum schwarzen Gürtel.

„Was willst du machen?“, wollte ich wissen. Etwas verlegen druckste Dieter herum. Reden war noch nie sein Ding. Das hatte jedoch nichts damit zu tun, dass er stotterte. Das blonde Muskelpaket vor mir machte allgemein wenig Worte. Seit ich Dieter kenne, ging und geht er seinen eigenen Weg, ganz egal, was andere denken. Seit seiner Krebserkrankung vor drei Jahren hatte sich vieles in seinem Leben verändert.

Ich baute mich vor ihm auf. Sein Schweigen machte die Sache nur noch interessanter. „Na ja“,

begann er, und ich merkte, dass es Dieter schwerfiel, die richtigen Worte zu finden. Ihm war die Sache anscheinend peinlich.

„Ich bin auf der Straße angesprochen worden“, rückte er schließlich raus.

„Es geht um ... eine ... Veranstaltung für Jugendliche. Aber ich will da nicht alleine hin.“

„So, so!“ Ich tat so, als ob mir nun alles klar wäre.

„Brauchst wohl einen Bodyguard!?!“

„Klar!“, grinste Dieter frech zurück.

„Wann und wo?“, hakte ich nach.

„Um 19 Uhr bei mir. Wir gehen dann ‚da‘ hin“.

Wo zum Geier war „da“?

Alles Schrott oder was?

Während Dieter wegen seiner Krebserkrankung ein Jahr hatte aussetzen müssen, lag es bei mir an der Leistung, dass ich mit 17 Jahren erst in der 9. Klasse war. Ich kann wohl mit Stolz behaupten – was ich jedoch lieber nicht tun sollte –, dass ich wohl der erste und einzige Schüler war, der noch nicht einmal die erste Klasse geschafft hatte. Nach der ersten Hälfte des ersten Schuljahres empfahl Frau Richter, meine Lehrerin, mich aus der Klasse zu nehmen und es im nächsten Jahr „noch einmal zu versuchen“.

Der erste Grund für meine „vorzeitige Entlassung“ lag darin begründet, dass ich den Griffel (wir lernten das Schreiben noch auf Schiefertafeln) wie einen Faustkeil hielt.

Zweitens hatten Frau Richter und ich nicht das beste Verhältnis. Denn ich war Linkshänder. Zu Beginn der 1970er war das pädagogisch nicht wertvoll. Regelmäßig bekam ich beim Rundgang unserer Lehrerin Backpfeifen und Kopfnüsse.

Zum Dritten war ich oft in meinen Gedanken versunken oder einfach nur hibbelig. Kurzum: Ich

war ein Träumer und ein Spätzünder. Als ich ein halbes Jahr später nochmals eingeschult wurde, schienen Pädagogik, Didaktik und Methodik in Bayern einen Quantensprung vollzogen zu haben, doch meine Motivation für Schule war bereits dahin, bevor es richtig anfing.

Das mit dem Lernen bekam ich noch irgendwie hin. Doch was mir damals wirklich zu schaffen machte, war, dass mein Zwillingsbruder Thorsten nun einen weiteren Grund hatte, mich zu necken. Erstens war er drei Minuten älter als ich. Dann war er seit frühester Kindheit auch größer, und nun war er auch in der Schule ein Jahr voraus. Es half nichts, ich war und blieb „der Kleine“. Das wurde immer offensichtlicher und mittlerweile für alle anderen ebenfalls erkennbar. „Alle anderen“, das waren in meiner Familie mein Vater Hans Otto, meine Mutter Erika Inge, mein großer Bruder Andreas und mein Zwillingsbruder Thorsten.

Aufgrund meines schulischen Fehlstarts war ich von Anfang an kein herausragender Schüler. Es fehlte mir zwar nicht an Grips, aber an Wissensdurst und Ehrgeiz. Ich besaß keinen natürlichen Antrieb zum Lernen. Die „Lust am Lernen“ setzte bei mir in einem Alter ein, in dem andere bereits mit dem Gedanken spielen, ihre Wissensaufnahme allmählich abzuschließen. Aber wie heißt es so schön? „Lieber spät als nie!“

Sicher war ich schulisch keine Flasche; ich hatte auch meine Stärken. Die lagen allerdings eher im Bereich Sport und in der großen Pause – manchmal auch im Fach Religion. Nicht, dass ich die Unterrichtsinhalte so spannend fand, viel spannender fand ich Elke. Sie war die Tochter unseres Religionslehrers, Pfarrer Krämer. In der zweiten Klasse, die ich irgendwann tatsächlich erreichte, wurde sie meine erste richtige Freundin. Zugegebenermaßen wusste ich mit acht Jahren nicht wirklich, was eine Freundin ist. Dennoch: Ich mochte Elke und ihre Familie. Die waren irgendwie ... anders. Zum Beispiel machten die vor dem Essen so komische Dinge wie Beten!

Zehn Jahre später stand ich zwar nicht mehr auf Elke, aber nach wie vor auf Sport. Als Dieter mich ansprach, steuerte ich auf den Höhepunkt meiner sportlichen Laufbahn als Karateka¹ zu. Dieter und ich waren beide „Oberfränkische Meister“, er beim Boxen und ich in Karate. Nun qualifizierte ich mich gerade für die Teilnahme an der Deutschen Meisterschaft. Karate war mein Leben, die Schule war für mich eher lästiges Beiwerk. Jede freie Minute gehörte dem Training. Dienstags und donnerstags ging ich ins Dojo², um für mich selbst zu trainieren, montags leitete ich das Kindertraining, und am Freitagabend war Kampftraining mit der „Wing

1 „Karateka“ nennt man diejenigen, die Karate ausüben.

2 jap.: Übungsraum

Tsun“-Selbstverteidigungsgruppe. An den meisten Wochenenden fuhr ich zusammen mit meinen Vereinskameraden zu irgendwelchen Wettkämpfen und Lehrgängen. In den Sommerferien nahm ich mit anderen aus unserem Verein an Gasshukus³ teil.

Im Gegensatz zum Sport war ich im alltäglichen Leben eher eine Niete. Ungeschönt brachte es mein Vater einmal auf den Punkt, als er mich ein „halbes Hemd“ nannte; einen „Spargel-Tarzan“. Leider hatte er damit nicht ganz unrecht. Ich war ein schwächlicher und schüchterner Brillenträger, dem man seine Minderwertigkeitsgefühle schon hundert Meter gegen den Wind ansah. Als Kind machte mir das nichts aus. Ich war einer von vielen unter den Dorfkindern.

Schlimm wurde es für mich 1976. Als ich zwölf Jahre alt war, zogen wir als Familie aus dem ländlich-idyllischen Dorf Sanspareil, das am Rande der Fränkischen Schweiz liegt, in die 25 km entfernte Kreisstadt Kulmbach. Kulmbach ist eigentlich eine hübsche Stadt. Doch was sollte ich dort? Mein „Zuhause“ war das kleine Dorf, die Wälder, die Wiesen und vor allem mein Freund Peter.

Mit Beginn der Sommerferien zogen wir um. In dem neuen Zuhause stellte sich auch ein neues

3 Ein „Gasshuku“ ist ein ein- oder zweiwöchiger Sommerlehrgang, bei dem es vor allem um die Förderung des traditionellen Shotokan-Karate-Stils geht.

Gefühl ein: Einsamkeit! Ich kannte in dieser „großen“ Stadt keinen Menschen. Da war keiner, mit dem ich durch die Wälder streifen konnte oder einfach „nur so“ bei ihm reinschneien durfte. Ich war ein Fremder unter Fremden; ich war furchtbar allein und wollte wieder nach Hause.

Ursprünglich kommen wir von der Nordsee. Mein Vater war zwar gelernter Einzelhandelskaufmann, fuhr dann aber bei den „Norddeutschen Seekabelwerken“ zur See und lernte auf dem Schiff seine Frau und unsere künftige Mutter kennen. Von der Seefahrt wechselte er aus Verdienstgründen in die Baubranche. Da das Unternehmen, bei dem mein Vater arbeitete, Mitte der 1960er Jahre vorwiegend im süddeutschen Raum unterwegs war, zog unsere Familie nach Bayern, genauer gesagt nach Oberfranken. So hatte es mein Vater nicht ganz so weit, wenn er am Wochenende zu uns wollte. Mein Vater war ein sehr guter Handwerker, darum wurde er schnell zum Vorarbeiter befördert und verdiente sich nach oben.

Unsere Mutter führte unter der Woche eine Gastwirtschaft in dem kleinen Ort Limmersdorf, während unser Vater montags bis freitags auf dem Bau war. Am Wochenende schufteten beide in der Gastwirtschaft. Unsere Mutter konnte gut kochen. Das sprach sich herum. Die Reisebusse kamen scharenweise, um Schweinebraten mit Kartoffelklößen

und Rotkohl zu vertilgen. Und der gedeckte Apfelkuchen oder der Käsekuchen meiner Mutter waren ein Traum!

Der Grund für den Umzug nach Kulmbach war wieder einmal beruflicher Natur. Mein Vater bekam eine Anstellung als Kastellan. So nennt man einen Burg- oder Schlossverwalter. Für unsere Familie war der Umzug in vielerlei Hinsicht eine Verbesserung. Für meinen Vater bedeutete die neue Stelle ein höheres Gehalt. Für uns als Familie brachte die neue Stelle einen gesellschaftlichen Aufstieg. Für uns Kinder war der Aufstieg allerdings eher physikalischer Art, denn unser „Haus“, die „Plassenburg“, lag 124 m über der Stadt Kulmbach.

Dieser Umzug war für mich der Beginn meiner persönlichen Katastrophe. Natürlich hatte es schon was, in einer 850 Jahre alten Schlossburg zu wohnen. Wer außer mir konnte mit Recht sagen: „My home is my castle“ oder exakter: „My castle ist my home!“? Wir wohnten im größten Einfamilienhaus Deutschlands! Das war's dann aber auch schon mit den Vorteilen. Ich wäre viel lieber auf dem Land geblieben. Dort hatte ich Peter, meinen Freund. Mit ihm war ich durch Wälder und über Wiesen gestreift. Als Cowboys kämpften wir gegen wilde Indianerstämme, schlugen mit unseren selbstgebauten Holzschwertern die Gefolgsleute vom Sheriff von Nottingham in die Flucht oder bauten uns Baumhäuser. Meistens kamen wir erst